

Am Rande der Balkanroute

Am 28. August 2015 wird in Österreich ein von Schleppern an der Autobahn geparkter Lkw gefunden. 71 Flüchtlinge waren im Laderaum erstickt. Es ist der tragische Auftakt für das, was in den nächsten Monaten zunächst als Willkommens-Geschichte gefeiert wird, und dann in der Flüchtlingskrise endet. Südosteuropa-Korrespondent Stephan Ozsváth erlebte diese Entwicklung hautnah. Im *journalist* erzählt er seine Erlebnisse mit den Menschen auf der Flucht.

von Stephan Ozsváth



Sommer 2015: Flüchtende auf der
Balkanroute. Unterwegs von
Griechenland Richtung Mazedonien.

„Kannst Du kommen? Jetzt!“ Der Anruf aus Wien erreicht mich in Türkeve, einem kleinen Puszta-Städtchen im Osten Ungarns. Ich habe eigentlich ein paar Tage frei und versuche, eine Rundum-Betreuung für meinen krebserkrankten Vater zu organisieren, dessen Körper immer schwächer wird, aber dessen Willen stark genug ist, alles blöd zu finden, vor allem mich. „Lkw mit toten Flüchtlingen“ erklärt meine Kollegin, warum sie mich hier anruft.

An dem Vormittag hat die österreichische Polizei den Geflügeltransporter auf einem Pannestreifen der A4 bei Parndorf gefunden. Wie sich jetzt, zwei Jahre später, im Prozess gegen die Schlepper herausstellt, hatten die ungarischen Dienste sie abgehört, die Gespräche aber offenbar nicht sofort ausgewertet. Möglicherweise das Todesurteil für 71 Menschen. Sie ersticken qualvoll bereits kurz nach Beginn der Todesfahrt in Ungarn: Männer, Frauen, Kinder. Laut Anklageprotokoll startete der Geflügellaster um 4.50 Uhr in der Nähe von Mórahalom an der serbisch-ungarischen Grenze. Um 9 Uhr fuhr er bei Hegyeshalom nach Österreich. Da sind alle Insassen längst tot.

„Ich kann nicht kommen“, sage ich meinen Kollegen und fühle mich schlecht. Denn ich weiß, was das für sie bedeutet. Längst poppen die Eilmeldungen hoch: „Flüchtlingsdrama auf A4.“ Der Breaking-News-Modus beginnt. Die Telefone werden klingeln. Ununterbrochen. Redakteure bestellen Live-Schalten, sie landen auf Listen, die sich füllen. 20, 30, 40 Lives. Organisation ohne Höflichkeitsfloskeln: „Du Live, ich die Beiträge?“ 64 ARD-Wellen wollen Futter für ihre Sendungen.

Nur berichten? Oder helfen?

Drei Tage nach dem Telefonat mit meiner Kollegin fahre ich von dem Puszta-Kaff aus nach Rösztke, an die serbisch-ungarische Grenze, hole abends noch ein paar Töne für meine Früh-Reportage. Erster Augenschein. Ein Polizist erzählt mir, dass er den Zaun bewachen soll. „Den Zaun? Nicht die Grenze?“ „Den Zaun“.

Kais al Alawani aus dem syrischen Hama lagert mit seinen vier Töchtern auf den Bahnschienen. Sie hatten sich unterwegs die Übernachtung in Pensionen leisten können. Der Syrer stammt aus der Mittelschicht, hat in der Ölindustrie in Abu Dhabi gutes Geld verdient, erklärt er. Während ich den Kais al Alawani interviewe, ziehen Hunderte Flüchtlinge vorbei und suchen nach der Tankstelle an der Autobahn, wo schon die Schlepper warten. „Da entlang“, weist ihnen ein französischer Radiokollege den Weg. Ich bin irritiert. Eine der Töchter bietet mir während des Interviews Kekse an: eine Geste der Gastfreundschaft im totalen Chaos. Um uns herum liegen Papierschnipsel mit griechischem Text und Stempel auf offenem Feld. Vermutlich Registrierungspapiere.

Zehn Tage zuvor war ich das erste Mal in Gevgelija an der griechisch-mazedonischen Grenze. Die Polizei hat die Menschen zwischen Stacheldraht im Niemandsland eingesperrt. Ab und zu überwinden ihn einige Flüchtlinge, laufen über ein trockenes Stoppelfeld, während die Polizei Blendgranaten abfeuert. Auf den Bahngleisen kommt mir eine junge Syrerin entgegen. „Baby, Baby“, schluchzt sie. Ihr vierjähriges Kind ist bei den Rangeleien in Griechenland geblieben, sie ist aber schon in Mazedonien. „Help“, fleht sie mich an, während mich ein Polizist anschnauzt, ich solle gefälligst nur meine Arbeit tun.

Ich bin selbst Vater von drei Töchtern, ich kann die Verzweiflung der Frau gut verstehen. Was sollte ich tun? Einfach nur berichten, meinen Job machen? Oder der Frau helfen? Oder beides? Ich beruhige die Frau, so gut es geht, und suche UNHCR-Koordinatorin Alexandra Krause auf, die ich ohnehin interviewen wollte. „Das kommt immer wieder vor“, sagt sie mir. „Die Frau soll zum Bahnhof von Gevgelija gehen.“ Das Flüchtlingshilfswerk der Vereinten Nationen werde ihr dort helfen.

Während des Interviews sehe ich, wie Rotkreuz-Helfer sich über eine Frau beugen, die in der Hitze kollabiert ist. Ich sehe schreiende Menschen, die

gegen Stacheldraht und die Grenzbefestigung von Polizei und Soldaten drücken. Wenig später entdecke ich „meine“ Syrerin: mit ihrer Tochter. Der Rückweg zum Bahnhof von Gevgelija führt durch Weingärten, die Gegend lebt davon. „Alles abgefressen“, schimpft ein Weinbauer, „sie laufen vorbei und nehmen dabei jeder eine Handvoll“. Die Weingärten sehen kahl aus, nur noch ein paar vertrocknete Beeren hängen an den Reben.

Die Sinti und Roma, die in den Häusern direkt am Bahnhof von Gevgelija leben, machen das Geschäft ihres Lebens: Aus allen Fenstern und Türen hängen die Ladekabel der Handys, einmal aufladen zwei Euro. Auch die Taxifahrer, die vor dem Bahnhof lungern, nutzen die Gunst der Stunde: 25 Euro für die zweieinhalbstündige Fahrt nach Tabanovce an der serbischen Grenze, einen Tag später sind es schon 70 Euro.

Ein Marathon ohne Ende

Straßenmaschinen planieren bereits in den Weingärten. Wochen später laufe ich dort über Schotter, sehe, wie sich die Flüchtlinge in Zelten wärmen, trinke mit ihnen heißen Tee, spreche mit Sanitätern und Helfern, die die Kinder betreuen. An einzelne Gesichter oder Namen kann ich mich kaum erinnern. Es sind einfach zu viele. Im Winter bin ich wieder in Mazedonien unterwegs, die Balkanroute ist längst dicht, freuen sich Law-and-Order-Politiker. Augenschwermerei.

Ich suche „Illegale“ und finde sie auf der Autobahn zwischen Gevgelija und Skopje, der Hauptstadt von Mazedonien. Bei Minus 16 Grad und eisigem Wind laufen zwei Männer am Straßenrand entlang. Kurzes Gespräch, wir schenken ihnen Wasser und Zigaretten und zucken mit den Achseln. Ich bin nicht scharf darauf auszuprobieren, ob mich die Polizei für einen Schlepper oder einen Reporter hält. Aber ich fühle mich mies, als ich die beiden im Rückspiegel weiter durch die Kälte stapfen sehe.

Als der Geflügellaster gefunden wird, holt meine Kollegin den Studioleiter aus dem Urlaub zurück. Wir organisieren Hilfe. Denn schnell wird



FOTOS: SCHABAN BAJRAMI (3) UND STEPHAN OZSVATH



Szenen von der griechisch-mazedonischen Grenze. Hier der Bahnhof (oben, unten) in Gevgelija. Was soll man da als Reporter tun? Einfach nur berichten oder helfen?

Das Elend ist groß. Die Belastung für den Reporter ebenfalls. Irgendwann wünscht man sich nichts mehr, als dass „es“ endlich aufhört, sagt ARD-Reporter Stephan Ozsváth.



Hitze, Verzweiflung, Erschöpfung. Immer wieder kollabieren Menschen.

klar: Das wird länger dauern. Und das werden wir nicht alleine stemmen können. Verstärkung kommt. Wochenlang. Immer neue Gesichter. Hauptsache mal durchatmen. Es fühlt sich an wie ein Marathonlauf. Allerdings wie einer, bei dem man nach 42 Kilometern am Ziel ein großes „Ätsch“ hört: „Jetzt noch ein paar Runden“. Die Akku-Anzeige wird langsam rot. Der Schlaf erfrischt nicht mehr. Ich wache morgens schon erschöpft auf. Vor mir liegen Tage voller Flüchtlinge und voller Arbeit. EU-Gipfel verstreichen ohne Ergebnis. Ich wünsche mir nichts mehr als dass „es“ endlich aufhört. Ich fange an, das Flüchtlings-Thema zu hassen.

Die Arbeitstage sind lang, sie fließen ineinander. In Röszke fängt mein Tag um 5.30 Uhr an und endet um Mitternacht. 20 Lives vor dem Frühstück. Immerhin: Einen Wasserkocher und Kaffee gibt es im Hotelzimmer, und ein paar getrocknete Aprikosen. Nach dem Frühstück: Stücke machen, Lives, mit Onlinern verhandeln, Telefonate hin und her, weil einer die Falschmeldung von deutschen Sonderzügen in Budapest in die Welt gesetzt hatte.

Tunnelblick: Senden, Senden, Senden. Und dazwischen hangele ich mich in der Bedürfnispyramide wieder ganz nach unten: essen, trinken, schlafen. Abends um halb sieben komme ich das erste Mal wieder an die Grenze. Absurd: Ich bin da, aber nicht wirklich da, weil ich vom Hotel in Szeged aus ständig senden muss. Dann endlich: „Schleppergucken“ an der Autobahn Belgrad – Budapest. Zu keinem der Typen würde ich ins Auto steigen. Die Flüchtlinge tun es. In einem der Grenzdörfer stehen plötzlich nagelneue Motorräder und Autos, wundert sich ein Bürgermeister, „obwohl die von Sozialhilfe leben“. Eine Polizeistreife hält direkt vor meinem Auto einen Schlepper an, holt Flüchtlinge raus.

Gegen Mitternacht habe ich mein Stück für den nächsten Morgen fertig. Noch ein Feierabend-Bier, um ein bisschen runterzukommen, dann ins Bett. Morgens wieder Lives, Frühstück to go, Stück über die Schlepper für

mittags. Anruf aus Wien. „Du musst sofort nach Budapest. Ostbahnhof. Die haben den Bahnhof geräumt“. Mein Stringer brettert über die Autobahn nach Budapest. Ankunft am Bahnhof Budapest Keleti. Schnell-Check: Ohne WLAN kein Live. Also: Café? Zu weit weg. Hotel? Nicht am Geschehen. Mir fällt die ranzige Bahnhofsgaststätte direkt im Ostbahnhof ein. Ausweiskontrolle. Polizisten sichern die Türen. Draußen brüllen hunderte Flüchtlinge: „Freedom, Freedom“. Pfeifkonzert. Der Zugang zur Metro ist mit Gittern versperrt, auch dort lagern Flüchtlinge.

Den Sendehunger stillen Erstmal irgendwas senden, das Thema muss ins Programm. Ich stelle mich vor die Anzeigetafeln, im Hintergrund skandieren die Flüchtlinge, ich beschreibe eineinhalb Minuten, was ich erlebe, zeichne das auf. Rein in den Laptop, vorne und hinten abschneiden, raus in die ARD. Der „Live“-Aufsager vor Ort – das wird in diesen Wochen unser Standard. Die Programme haben erst mal was zum Senden – und lassen uns in Ruhe.

5.800 Sendeminuten

Alle wollen was und zerren an den Nerven. Jeder denkt nur an seine kleine Sendung, wir entwickeln Ad-Hoc-Strategien, um uns zu schützen, um durchzuhalten. Wir kommen alle aus aktuellen Redaktionen und wissen deshalb: Redakteure suchen nach dem, was fehlt, wollen Sendelücken füllen, Themen besetzen. Geben wir ihnen, was sie brauchen, dann können wir unsere Arbeit in Ruhe machen. Denn nichts nervt mehr als ständige Telefonanrufe. Also: frühmorgens alle Angebote raus an die ARD. Wer? Was? Bis wann? Grenzen ziehen auf die elegante Tour.

Die Sendestatistik ist der Gradmesser unserer Erschöpfung. 5.800 Sendeminuten waren es 2015, von der Nachrichtenminute bis zum 25-Minuten-Feature. Das ist die Bilanz der Studio-Besetzung im Jahr der Flüchtlingskrise, in den schlimmsten Monaten arbeiten wir alle für Zwei. Es gibt kein Entkommen: Zwölf Länder gehören zu unserem Beritt, auch Mazedonien, Serbien, Kroatien,

Ungarn, Slowenien, Österreich – kurzum „die Balkanroute“.

Von den ARD-Chefredakteuren kommt mal eine Mail, wir sollten auf unsere Wortwahl achten. Formulierungen, die Flüchtlinge mit Naturkatastrophen vergleichen, sollten wir nicht verwenden. D'accord. Aber gefühlt ist es genau das, wenn 12.000 Menschen an einem Tag einen Grenzübergang passieren.

Aus welcher Stadt?

Es ist ein Strom von Menschen. Irgendwann zweifle ich auch, ob das Wort „Flüchtling“ noch passt. Ist jemand aus Marokko noch ein Flüchtling? Oder doch eher ein „Migrant“ oder „Zuwanderer“, hie und da schleicht sich sogar die Vokabel „Illegaler“ in meine Berichte. Reflektieren auf der fahrenden Lokomotive. Syrien, Afghanistan, Marokko? Wie kann ich überprüfen, was mir die Leute erzählen? Als Syrer noch durchgelassen werden, antworten mir viele ins Mikrofon „Syria, Syria“. Ich schiebe eine zweite Frage nach. „Aus welcher Stadt?“ Langes Zögern lässt mich zweifeln. Der improvisierte Lügendetektor. „30 Prozent sind keine Syrer“, zitiert mein Kollege in einer Reportage einen Übersetzer vom Wiener Westbahnhof. Deutschlandfunk-Hörer laufen Sturm, beschimpfen uns.

Ich lerne Afghanen von Syrern am Äußeren zu unterscheiden und durch Nachfragen meinen Eindruck zu überprüfen. Und ich bin mir im Klaren, dass ich eine Vorauswahl treffe, wenn ich die Leute frage: „Somebody speaks English?“ Als die Leute an den Gleisen klatschen, ahne ich dass die Stimmung kippen würde: „Ob Ihr in ein paar Wochen auch noch klatscht?“, denke ich. Willkommenskultur auf Abruf.

Im Tunnelblick nehme ich die vielen Helfer von Mazedonien bis Österreich wahr. All die Freiwilligen, die mit Suppenküchen von Grenze zu Grenze fahren, die Camps aufbauen, die bringen, was sie haben, selbst wenn sie wenig haben. Und ich ärgere mich über Politiker wie Viktor Orbán, der der Welt weismachen will, dass er das christliche Bollwerk gegen die Muslim-Invasion baut – dabei will er nur:



Stephan Ozsváth im Gespräch mit Menschen auf der Balkanroute. Sie kommen aus Syrien, Afghanistan, Marokko. Was ist da richtige Wortwahl: Flüchtlinge? Migranten? Zuwanderer?

keine Flüchtlinge im Land. Und Wahlen gewinnen.

2015 riecht nach saurem Schweiß – das Fluchtparfüm ist gemacht aus viel Laufen in praller Sonne, und tagelangem Nicht-Waschen-Können. Wer einmal im Obdachlosenasyll war, weiß wie das riecht. Der Geruch hängt überall: über Bahnhöfen, in Zelten, in Zügen. So riecht auch der Syrer im Zug von Budapest nach Wien, der hinter mir in der ersten Klasse sitzt. Total erschöpft ist er im Sitz versunken, er dünstet vor sich hin und der Bordlautsprecher preist „Thüringer Würstchen mit Kraut“ an.

Eine Ungarin steigt ein, beharrt auf ihrem Sitzplatz, rüttelt den Mann hinter mir mühsam wach und ruft nach

der Polizei. Unterwegs holen die Ungarn einen Flüchtling nach dem anderen raus. Arm trifft auf Reich in einem Waggon – zwei Welten auf engstem Raum, ein beklemmender Kontrast. Und zugleich ein Reportertraum. Dass ich der Reisekostenstelle hinterher erklären muss, warum ich erste Klasse gefahren bin – geschenkt. Es wird eine meiner besten Reportagen.

Aus Gevgelija, Röszke, Rigonce, Nickelsdorf, Spielfeld, dem größten Grenzübergang zwischen Österreich und Slowenien. Ich sende von überall, wo WLAN ist. Mal aus einem slowenischen Café, mal aus der Bahnhofsgaststätte in Budapest, mal aus dem Auto an der Autobahnraststätte

Nickelsdorf, zwischendurch ein Tweet hier, ein Facebook-Eintrag da, die eigenen Antennen auf Dauerempfang.

Im November 2015 bekomme ich am frühen Morgen einen Anruf aus dem kleinen Puszta-Dorf. „Dein Vater ist gestorben“, sagt mein Cousin. Monatelang hatte ich mich im Hamsterrad gedreht. High Speed. Jetzt steht meine Welt plötzlich still. ■

Stephan Ozsváth ist Hörfunk-Korrespondent im ARD-Studio Südosteuropa in Wien.

IMPRESSUM

HERAUSGEBER: Deutscher Journalisten-Verband (DJV),
Gewerkschaft der Journalistinnen und Journalisten (Bundesvorstand)

REDAKTION JOURNALIST
Bennauerstraße 60, 53115 Bonn Telefon: +49 228 20172-24
Telefax: +49 228 20172-33, E-Mail: journalist@new-business.de

CHEFREDAKTEUR Matthias Daniel (V.i.S.d.P.), daniel@new-business.de

REDAKTIONSASSISTENZ Natalie Rick, rick@new-business.de
REDAKTION/MITARBEIT Monika Lungmus (lungmus@new-business.de),
Michael Anger, Lea Deuber, Bea Eder, Jan Freitag, Maximilian Heim, Hans Hoff, René Martens, Marvin Milatz, Michel Penke, Sebastian Pertsch, Lars Radau, Catalina Schröder, Udo Stiehl, Christian Thiele, Frank Überall, Timur Vermes, Silke Weber

ART DIRECTION Matias Becker +49 40 609009-41,
Jenny Beyer +49 40 609009-43

TITELBILD: [journalist](http://journalist.de)

Veröffentlichungen, die nicht ausdrücklich als Stellungnahme des DJV-Vorstandes gekennzeichnet sind, stellen die persönliche Meinung des Verfassers dar. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Illustrationen kann keine Haftung übernommen werden. Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Redaktion.

VERLAG
VERLEGER Peter Strahlendorf
New Business Verlag GmbH & Co. KG, Nebendahlstraße 16, 22041
Hamburg (Postfach 70 12 45, 22012 Hamburg)
Telefon: +49 40 609009-0 Telefax: +49 40 609009-15
E-Mail: NACHNAME@new-business.de

MEDIATEAM
MEDIABERATUNG Jacqueline Lampe +49 40 609009-58
ANZEIGENDISPOSITION Elke David +49 40 609009-56

BANKVERBINDUNG
HAMBURGER SPARKASSE
IBAN: DE74200505501217131323
BIC/SWIFT: HASPDE3333
COMMERZBANK
IBAN: DE07200400000482282100
BIC/SWIFT: COBADE3333
UST.-Id-Nr. DE 217920773

DRUCK L.N. Schaffrath GmbH, Marktweg 42-50, 47608 Geldern

ERFÜLLUNGORT UND GERICHTSSTAND Bonn

VERTRIEB
VERTRIEBSLEITUNG Angelika Schmidt +49 40 609009-65
VERTRIEBSMARKETING Birgit Jessen +49 40 609009-62

BEZUGSPREIS ABONNEMENT € 132,00 jährlich (€ 126,00 bei Bankeinzug), Studentenabonnement € 46,00 jährlich (€ 44,00 bei Bankeinzug), zzgl. jeweils € 17,00 Versandkosten jährlich. Der Journalist kann direkt beim Verlag oder bei jeder Buchhandlung abonniert werden. Kündigung 1 Monat zum Kalenderjahresende, Einzelheft € 12,00. Die Abonnementgebühren für den Journalist sind im DJV-Mitgliedsbeitrag bereits enthalten.

ERSCHEINUNGSTERMINE Monatlich am Monatsanfang. Bei Verzögerung der Zustellung wenden Sie sich bitte sofort an Ihr zuständiges Postamt. Beanstandungen nach Ablauf eines Monats können nicht mehr berücksichtigt werden. Im Falle höherer Gewalt keinerlei Ansprüche. DJV-Mitglieder werden gebeten, Adressenänderungen und Reklamationen nur den Landesverbänden mitzuteilen. Die Deutsche Post AG gibt ihr bekannte Anschriftenänderungen an den Verlag weiter. Den Bestimmungen der Postdienst-Datenschutzverordnung vom 1.7.1991 entsprechend setzen wir Ihr Einverständnis voraus, es sei denn, Sie legen innerhalb von vier Wochen nach Erscheinen Widerspruch ein.

ISSN 0022-5576